

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 11 (2004)
Heft: 118: Verein Saiten

Artikel: Eine Stadtwanderung
Autor: Surber, Kaspar
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-885288>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

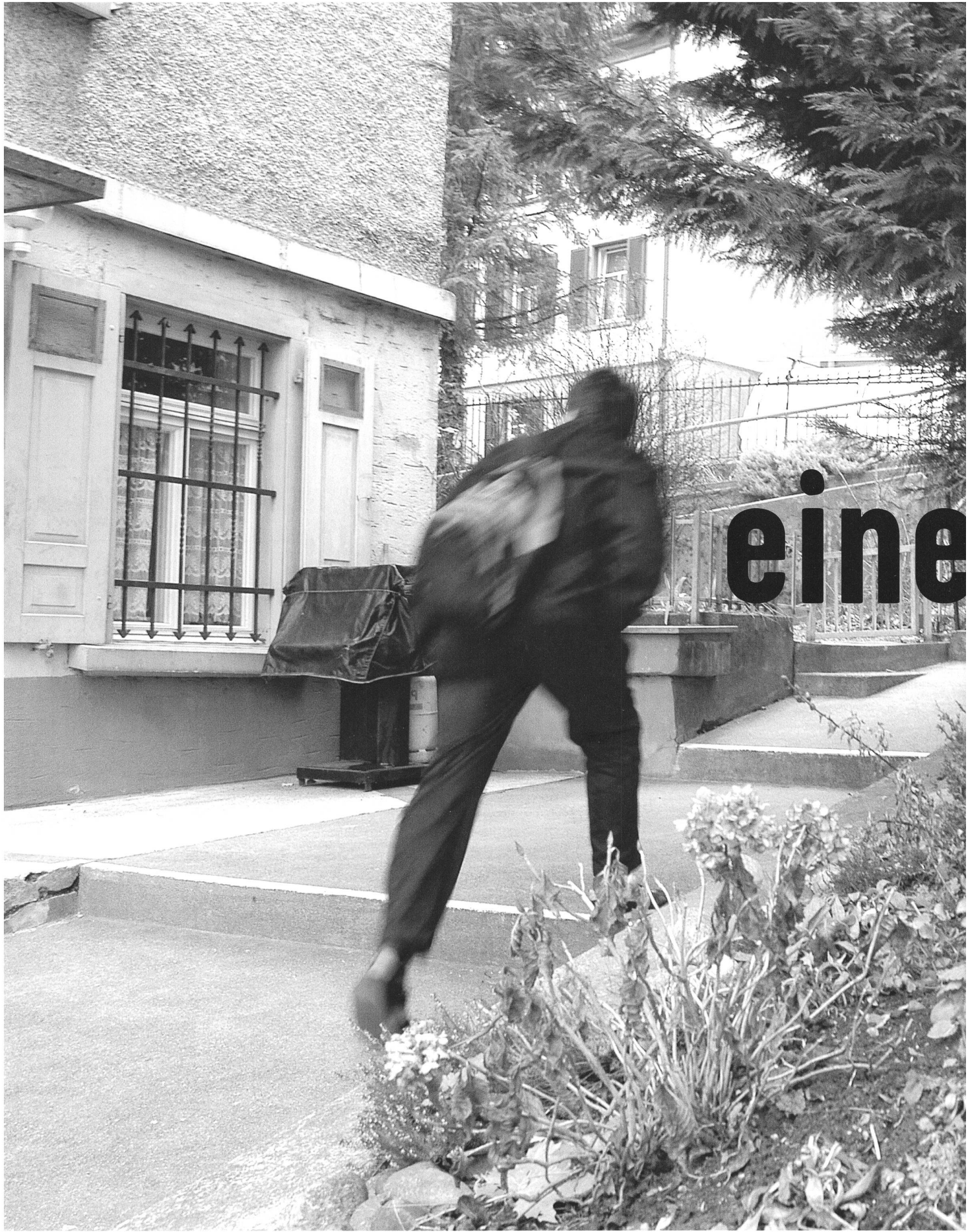
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

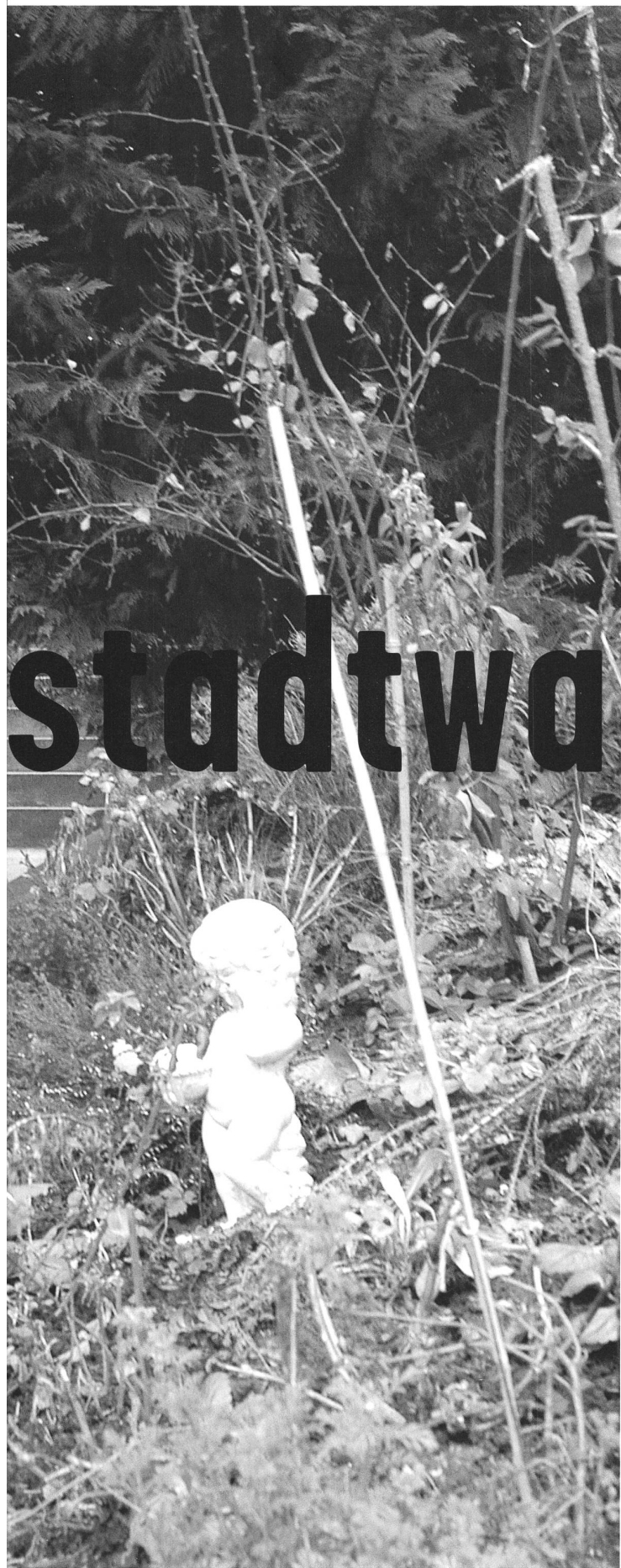
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



eine



stadtwanderung⁷

Der Moment für kulturelle Weichenstellungen ist in der Stadt St.Gallen so günstig wie seit langem nicht. Damit sie gelingen, braucht es allerdings eine gemeinsame Strategie der Kulturinteressierten. Eine Stadtwanderung vom Kinok bis zum Cinedome, mit Zwischenhalt an den Stationen Kellerbühne, Dreilinden, Parfin de siècle, Kulturbeauftragtenbüro, Kunsthalle, Kultur am Gleis, Bit-tuner-Studio und Atelier von Josef Felix Müller.

von Kaspar Surber (Text) und Florian Bachmann (Bilder)

Der Nebel und die Kälte lassen St.Fiden an diesem Dezembermorgen unwirtlich erscheinen, aber nicht nur des tristen Wetters wegen mögen Sandra Meier und Franco Carrer das Gerede vom romantischen Quartierkino nicht mehr hören. «Unsere Randlage ist und bleibt für den Betrieb ein Minus», sagt Meier. «Die BesucherInnen müssen bewusst hierher kommen, ein belebtes Quartierleben, das mit attraktiven Beizen weitere Leute anziehen würde, gibt's auch nicht.» Standorte in der Innenstadt prüfte das Programmkinos deshalb immer wieder – doch das Lagerhaus hat zu viele Säulen, das Palace wurde mit einem Servitut wider einen gewerbsmässigen Kinobetrieb gekauft, das Tiffany ist für einen Alleingang zu gross.

St.Fiden-Altstadt

So bleibt derzeit nur die Suche nach Kollaborationen – zum Glück läuft die erfreulich gut. Immer wieder suchen andere Institutionen die Zusammenarbeit, die Sammlung Hauser & Wirth etwa, für die das Kinok die Sommervorführungen in der Lokremise übernahm. Und auch 2004 können zahlreiche Gäste in St.Fiden begrüsst werden: Das Architekturforum, der Ostschweizer Verband der Psychotherapeuten, am 16. Januar gibt's zudem erstmals eine cineastische Slamnacht. «Das bringt mehr Leute und mehr Auseinandersetzung hierher», sagt Meier, «das kann diese theoriearme Stadt überhaupt gut gebrauchen.» Wachheit, Interesse und Anschluss als Überlebensprinzip – dafür sprechen schon die von jungen Grafiker gestalteten Kinok-Plakate. Als wir aus Meiers Büro treten, drücken die ersten Sonnenstrahlen durch den Nebel.

Zum Jahresanfang habe ich mich zu einer kulturellen Stadtwanderung aufgemacht, vom Kinok im Osten zum Cinedome im Westen, mit Halt an zehn Stationen und einer Menge Fragen im Rucksack: Welche Pläne haben die Kulturschaffenden und ihre VermittlerInnen für das kommende Jahr? Welche Methoden ziehen sie vor? Und wie beurteilen die Befragten das Kulturklima auf 670 Meter über Meer? Der Moment für eine solche Wanderung scheint spannend: Nach den verlorenen Abstimmungen zur Erweiterung des Kunstmuseums und zur Aufrichtung der Mummenschanzhalle, vor allem aber nach dem Kauf des Kino Palace, steht die Politik unter Zugzwang. Daneben hat sich in den letzten drei Jahren eine junge Generation mit Phantasie Platz geschaffen, etablierte Institutionen wiederum leiden an Überalterung. Ein «historischer Zeitpunkt für eine neue Aufgabenteilung in der Kultur» sei der Jahreswechsel 03/04, wird Arnim Halter vom Theater «parfin de siècle» später sagen.



Dass die mittelalterlichen Stadtmauern allein nicht Schutz genug sind, dass institutionalisierte Betriebe vielmehr beweglich und erneuerbar sein müssen, zeigt sich nach der ersten Viertelstunde Spaziergang entlang von Rorschacherstrasse und LämmliBrunn in der Kellerbühne.

Zu Saisonbeginn holten zwei Benefizabende die letztjährige Rechnung des Kleintheaters zwar aus den roten Zahlen,

nun nimmt Kellerbühnenleiter Kurt Schwarz dennoch den Hut: Am Tag unseres Treffens wurde es publik, das Telefon vorne an der Kasse klingelt, Schwarz spurtet durch den Zuschauerraum, nimmt ab: Nein, er möchte kein Sesselkleber sein, als Theater-

mensch sei er sich die beschränkte Dauer eines Engagements gewohnt, das gelte auch, wenn er nun 56 Jahre alt sei. Er freue sich auf die Zukunft, möchte gerne als Sprecher arbeiten, Hörbücher, Fernsehen, was immer auch komme. Und der Kellerbühne wünsche er natürlich alles Gute, sie sei ihm viel wert. Schwarz kommt zurück an die Bar, wundert sich über die Aufregung, welche sein Rücktritt auslöst. Und beginnt zu erzählen: Wie er als erster Profi vor neun Jahren die Bühne übernahm, nachdem vorher lauter Lehrer hier gewirkt hatten. Wie er die Mitgliederzahl aufs Doppelte erhöhte, die Theaterräume stilvoll in Schwarz-Rot einrichtete. Und wie er inszenierte, Papst für 33 Tage etwa, sogar der Bischof wäre gekommen, hätte er sich nicht die Grippe eingefangen. Je länger das Gespräch dauert, umso mehr erinnert Schwarz an einen alten Zirkusdirektor, der mit zu brüchigen Wagen und einem zu kleinen Zelt in der Gegenwart angekommen ist.

Nein, wendet er ein, nicht die festgefahrenen Strukturen der bald 50 Jahre alten Institution Kellertheater seien der Grund für seinen Rücktritt, die Stärke der Bühne sei ja gerade ihr pluralistischer Spielplan, zudem hätte er immer seine künstlerische Freiheit gehabt. Er bleibe dabei, es sei ganz einfach Zeit für eine Blutauf-

frischung, er sei gespannt auf den Nachfolger oder, besser noch, die Nachfolgerin. Wie sie mit all den Verpflichtungen umgehe, wen sie nach St.Gallen hole, im Herbst, wenn seine letzte Saison mit drei schwarz-schen Kafka-

Lesungen zu Ende gegangen sein wird. Er werde auf jeden Fall zugegen sein, als Zuschauer, darauf freue er sich: Die Augen des Zirkusdirektors funkeln, dann fällt hinter mir die schwere Kellerbühnentür ins Schloss.



DER FAHRPLAN: KÜHNE LEUCHTTÜRME IM THURGAU

Zum 200. Geburtstag hat sich der Kanton Thurgau die Stiftung «Think Tank Thurgau» geleistet. In deren Auftrag stellt der Publizist Alex Bänninger bis zum kommenden April einen kantonalen Kulturfahrplan zusammen. Die Appenzeller Kuratorin Agathe Nisple und der Künstler Peter Kamm haben sich mit Bänninger getroffen. Ihr Eindruck: Kulturpolitisch hat der Thurgau in der Ostschweiz wieder einmal die Nase vorn.

Wenn Winterthur wieder einmal das Ende der Schweiz bedeutet, liegt der Kanton Thurgau ausserhalb der Schweiz, oder, wie Alex Bänninger behauptet: Kultur beginnt, wo der Thurgau aufhört. Berühmte Orte mit ausstrahlender und anziehender Kultur befinden sich in unmittelbarer Nähe des Kantons Thurgau, doch ausserhalb seiner Grenzen. Runde Geburtstage veranlassen zu Rückschau und Ausblick, zum denkerischen Innehalten, zu Fragen nach dem «Wer sind wir?» und dem «Was wollen wir?». Zum 200-Jahr-Jubiläum des Kantons Thurgau wurde die Stiftung «Think Tank Thurgau (TTT)»

unter dem Präsidium von Toni Schönenberger gegründet. Gemäss Stiftungszweck begleitet sie Projekte, die sich mit politischen, wirtschaftlichen, wissenschaftlichen und kulturellen Entwicklungen befassen, die für den Kanton Thurgau mittel- und langfristig von Bedeutung sein können. Der seit zwei Jahren in Stettfurt lebende Publizist Alex Bänninger, ehemaliger stellvertretender Direktor des Bundesamtes für Kultur und Kulturfürer von Fernsehen DRS, ist beauftragt, einen Kulturfahrplan, das heisst, ein strategisches Leitbild für eine thurgauische Kulturpolitik zu erarbeiten.

Art und Weise der Förderung

Der Kulturfahrplan befasst sich - basierend auf einem Ist-Zustand in Umrissen - ausschliesslich mit der Frage, wie sich die kulturelle Ausstrahlungskraft des Kantons erhöhen lässt. Dabei denkt er in erster Linie an bereits vorhandene Aktivitäten, die systematischer und kräftiger gefördert werden sollen. Aber, sagt Bänninger, daneben braucht der Thurgau auch Leuchttürme.

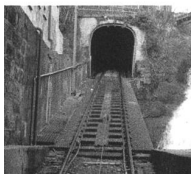
Der Kulturfahrplan soll ein Impulsprogramm initiieren und den bestehenden Instanzen - Kanton und Kulturstiftung - als Instrumentarium im Sinne eines Vorschlagskatalogs zur Verfügung stehen. Im weiteren soll er Private und die Wirtschaft für vermehrte mäzenatische und Sponsoring-Leistungen gewinnen. Anlässlich der Buchvernissage «Kulturschätze im Thurgau - entdecken und erleben» im letzten Frühjahr im Kloster Fischingen legte Alex Bänninger in einem Referat eine Bestandesaufnahme der kulturpolitischen Situation und eine Bewertung vor. Dort heisst es: «Kultur darf zwar durchaus eine Grösse sein; doch bei der Frage, ob sie auch Grösse besitzen darf, Grandezza und Allüre, zweifeln die rechnenden Geister und neigen zur Bescheidenheit. Bescheidenheit bremst jene Energien, die die Kultur erst entwickeln, vorwärts bringen und in die Höhe heben. Bescheidenheit hemmt den Mut, das Risiko, die Phantasie, die Kühnheit und die hohe Begabung. Die Zurückhaltung gegenüber der Kultur reduziert die Verantwortung auf die reine Pflicht. Fehlen dem



Drei Weiern-Mühlensteg

Von Kollaborationen war die Rede, von jungen Kräften, die gesucht sind. Reto Wettach ist an meine Seite getreten, zusammen fahren wir mit der Mühleggabahn hinauf nach drei Weiern, setzen uns an einen kalten Holztisch im fahlen Sonnenlicht. Wettach ist fast jeden Tag hier in diesem natürlichen Freiraum, kommt alleine, trifft sich mit Menschen unterschiedlicher Herkunft. Bei einer früheren Begegnung hat er sich einmal scherzhaft als «Ehregast der Subkultur» bezeichnet – kein schlechter Titel: Seit Jahren wandert der Wirtschaftsinformatiker durch die Keller und Dachböden der Stadt, kennt jede illegale Bar und dokumentiert das Treiben mit seiner Kamera. Die Bilder publiziert er auf seiner Website wetta.ch.

Wie schätzt er die jungen Kräfte ein? «Dem Tagblatt habe ich vor drei Jahren mal gesagt, dass sich St.Gallen im Dornröschenschlaf befinde. Das muss ich relativieren: Frohegg, Leonhardshaus, Bergrösl, Garage, Rümpeltum, da ist seither doch einiges passiert. Und was bemerkenswert ist: Die Leute hinterfragen sich ständig. Wenn sie etwas erreicht haben, feiern sie nicht ab, sondern beginnen etwas Neues.» Trotzdem gibt's da etwas, was den Schwung blockiert. «Nein, nicht die Drogen,



Kulturschaffen und der Kulturförderung die Vision und die Lust am Udenkbaren, bleibt das Kleine klein, auch wenn es den Keim des Grossen in sich trägt.»

Unter dem Aspekt von Gerechtigkeit und Fürsorglichkeit fragt sich Bänninger, ob wir dazu neigen, die Kultur die sich in unserer Nähe befindet, für gross zu halten. Und wenn nicht für gross, dann doch für ausreichend? «So, wie es eine optische Täuschung gibt, gibt es auch eine kulturelle. Die kritische Distanz bewahrt vor dem falschen Trugschluss, das Nahe sei das Grosse, die Nasenspitze der Horizont und der Bauchnabel die Mitte der Welt. Der enge Gesichtswinkel hängt oft mit der falschen Bescheidenheit und diese wiederum mit der Angst zusammen, von der Grösse erdrückt und von der Weite verschluckt zu werden. Kultur ist Anspruch, Kultur ist Forderung. Kultur ist Verantwortung für den Traum von der besseren Welt», schreibt der Publizist.

Für Alex Bänninger lautet die Kernfrage: «Soll der Staat durch seine Kulturorgane die Kulturschaffenden mit beflügelnden Ansprüchen konfrontieren oder sich damit begnügen, sie im wesentlichen deshalb zu unterstützen, weil sie der Fürsorge bedürfen, einfach, weil sie <da sind>?»

Die Alternative spitzt sich zu auf den Staat, der die Kulturschaffenden tröstet und auf ihre dankbare Zufriedenheit hofft, und den Staat, der den Kulturschaffenden respektvoll fordernd begegnet und ihnen als den kreativen Unruhestiftern Freiraum gewährt.

Engagement der Politik

Alex Bänninger postuliert einerseits die Weiterführung der bewährten, ausgleichenden und konzilianten Kulturförderung. Er betont aber ausdrücklich, diese zu ergänzen durch eine impulsgebende, profilierte und standortpolitisch wirksame Förderung: «Wenn wir Kultur als Investition in die Zukunft verstehen, folgt daraus, dass identitätsstiftende kulturelle Leistungen geeignet sind, umbruchartige Veränderungen mildernd abzustützen und Globalisierungsnachteile auszugleichen. Und überdies vermittelt die Kultur in Zeiten schwieriger Kursbestimmung ein hohes Mass an Orientierungssicherheit. Das trifft freilich nur zu, wenn die Kultur auch breit und eindringlich wahrgenommen werden kann, sich als Szene manifestiert und ausserhalb der stillen Winkel stattfindet.»

Ausserordentlich an der Vorgehensweise für den Kulturfahrplan ist der Verzicht auf eine Expertenkommission zugunsten von Einzel- und Gruppengesprächen. Alex Bänninger führt Gespräche mit thurgauischen Kulturschaffenden, -vermittlern, -förderern, Medien, mit Vertretern der Regierung und KulturpolitikerInnen. Die in aller Regel unter vier Augen geäusserten Einschätzungen des Ist-Zustandes und die Vorschläge des Soll-Zustandes zeichnen sich durch Direktheit und Offenheit aus. Alex Bänninger ist überzeugt, dass diese Ehrlichkeit innerhalb einer Kommission mit ihrer Neigung zu Indiskretionen und zur Nivellierung radikaler Positionen

nicht möglich wäre. Inhaltlich geht es im Kern um die Bereiche des kulturellen Klimas, der Struktur oder der Rahmenbedingungen, der Resonanzkraft sowie der Finanzen. Die Gespräche werden ergänzt im Sinne eines «kollektiven Korrektivs». Ein Workshop hat bereits stattgefunden und ein Symposium im grösseren Kreis ist für den 4. März 2004 geplant. Im April 2004 wird das Projekt abgeschlossen sein. Ob die PolitikerInnen zu motivieren sind, mit Tatendrang und der notwendigen Entscheidungskraft den bis dahin skizzierten Fahrplan in die Tat umzusetzen, wird sich weisen.

Wenn ja, wäre dies einerseits eine konstruktive Fortsetzung zur Entstehungsgeschichte der Thurgauer Kulturstiftung, die im Rahmen der 700 Jahr Feier der Eidgenossenschaft von Ernst Mühlemann und Thomas Onken initiiert wurde. Andererseits wäre es, wie Bänninger erzählt, eine schöne Analogie zu Bundesrat Tschudi, der als berechnender Politiker erkannt hatte, dass er ohne kulturelles Interesse und Engagement wichtige und bereichernde Zielgruppen der Gesellschaft auslässt: Während seiner Amtszeit entfernte Tschudi das stolze Hirschgeweih aus seinem Treppenhaus und schmückte die prominente Wand mit Zürcher Konkreten. ●



auch wenn St.Gallen tatsächlich exzessiv kiff», lacht Wettach. Blockierend sei viel mehr der Kulturfilz. «St.Gallen hat eine ideale Grösse, so dass alle um alle wissen. Diese Grösse ist aber gleichzeitig problematisch: Aufträge werden immer den selben Leuten zugeschanzt, weil man gegenüber ändern irgendwelche Vorurteile hat. Wenn sich die einzelnen Cliquen in dieser Hinsicht mehr öffnen könnten – das würde der Stadt nochmals einen Schub geben.» Sagts und packt zufrieden Silserkranz und Aufschnitt aus dem Rucksack – Frühstück im Dreiwieernland. Beim Abstieg durch die Mülener überlege ich mir, ob es tatsächlich der angebliche Filz sei, der die Bewegung in der Kulturszene blockiert. Zum Teil bestimmt – aber wohl kaum unter den Jugendlichen. Die meisten ziehen doch einfach weg, in die gebauten subkulturellen Nester der grösseren Städte, wo es richtige Unis gibt und Kultur allenfalls etwas mit Politik zu tun hat. In St.Gallen bleiben die Vorkürsler, und viel zu viele, die schon alt waren, als sie noch jung gewesen sind. Ehrenwort, wenn man es ernst meint, müsste es doch um mehr gehen als um lustige Flyer für lustige Feste. Wenn man es ernst meint, müsste man aber auch nicht immer gleich abhauen, wenn's unbequem wird draussen am Rand. Dass man auch noch Scheinwerfer montieren sollte, wenn man über Fünfzig ist, kann man bei Regine Weingart und Arnim Halter lernen. Nach dem kühlen Abstecher nach Dreilinden bullert in der Atelierbühne am Mühlensteg der Ofen gemütlich vor sich hin, die Stühle für die Dickens-Weihnachtslesung sind gestellt. Halter blickt zum Fenster hinaus, inspirierend sei die Umgebung da unten, der Pic-o-Pello-Platz mit dem Splügen, der Kellerbühne, dem Drahtseilbähnli. Und die Handke-bühne im letzten Sommer? Halter winkt ab, 1,2 Millionen seien ja doch





etwas übertrieben gewesen für ein einziges Stück, damit hätten sie für die nächsten 15 Jahre Theater gespielt.

Weingart und Halter brauchen sich nichts mehr vormachen zu lassen: Vor sieben Jahren haben die beiden ehemaligen Ensemblemitglieder des Stadttheaters ihr eigenes Theater «parfin de siècle» gegründet, spielten seither bis zu 90 Vorstellungen pro Jahr, winters am Mühlensteg, sommers in der Orangerie des botanischen Gartens. Und weiter geht's: Am 6. Februar

2004 findet die nächste Premiere statt mit dramatisierten Essays von Alfred Polgar unter dem behutsamen Titel «man konnte geradezu die Schritte hören, mit denen er in sich ging». Was ist sonst noch geplant? Nach zwei Jahren, die man der französischen Nachkriegsliteratur widmete, will man sich nun mit russischen Autoren auseinandersetzen, Dostojewski, Tolstoi, «vom Zarismus über den Stalinismus bis zum kalten Arsch im Kapitalismus». Bei «parfin de siècle» schätzt man die längere Beschäftigung mit einem Thema, das verhindere einen Spielplan mit Kraut und Rüben.

Überhaupt denkt man am Mühlensteg auf angenehme Art praktisch, niemand auf dem ganzen Spaziergang umreist eine mögliche Nutzung des Palace besser als Halter: Das ist eine historische Chance für die ganze Stadt. Am besten ist wohl eine dreigeteilte Nutzung, zum Beispiel freies Theater, Tanz, Jazz. Wobei bei einer solchen Nutzung auch über die Kellerbühne geredet werden muss und übers Stadttheater, das immer mehr in Richtung Musical abdriftet, eine klare Positionierung nützt allen Häusern. Und vor allem soll man nicht vergessen, dass nicht nur der Umbau, sondern auch der Betrieb Geld kostet, das zieht man am besten bei den etablierten Häusern ab. Punkt, ein freundliches Lachen, dann richtet Weingart die Bar ein und Halter zieht an der Pfeife.



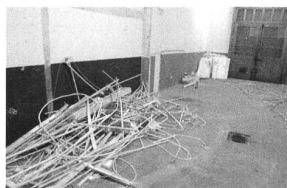
Rathaus-Lagerhaus

Vom Fuss des einen an den Fuss des anderen Hügels und dann mit dem Lift hinauf in die Höhe, wo im 12. Stock der Städtische Kulturbeauftragte André Gunz in Wolken spricht: Zum Palace könne er im Moment nicht mehr sagen (seit vier Monaten kann Gunz hier Moment für Moment nicht mehr sagen). Nur soviel: Pflöcke werden eingeschlagen, Leitplanken gelegt. Man habe konkrete Vorstellungen, aber man könne jetzt noch nicht konkret werden, am Samstag dann. Keine Lust auf Debatte also oben im 12. Stock, auch wenn man seit Jahren am Schalthebel sitzt. Gut, fährt der Lift auch wieder runter. Ich überquere den Bahnhofplatz, wieder einmal kommt mir die lustige Theorie in den Sinn, dass die in ihrer immerwährenden katholischen Kantonssekundarschule grossgezogenen Stadtsanktgaller in ihrer eigenen Stadt selten je etwas bewegt haben oder bewegen, dass es meist Leute von aussen waren, Rheintaler, Rorschacher, Fürstenländer, Togenburger, die für Unordnung sorgten. Oder dann gleich Zürcher. Gianni Jetzer, Kurator der Kunsthalle im Lagerhaus, ist so ein Zürcher und dazu ein Meister in der An- und Einordnung jedwelcher zeitgenössischer Phänomene. Wir sitzen an einem von Jetzer persönlich in Auftrag gegebenen Tisch, die Platte dafür hat er irgendwo im Lagerhaus abgeschraubt, «Charles im Obersteg, offizielle Vertretung der London Midland & British Railway Company» ist darauf zu lesen, und diese Weltläufigkeit der alten Stickereistadt kommt dem jungen Kurator jetzt gerade recht, denn erst mal will er erklären, warum St.Gallen in prima Form ist.

Also: Nach den schuldbewussten Achtzigern waren die Neunzigerjahre eine grosse Party, ein kommerzielles Flower-Power-Jahrzehnt, nun aber findet wieder eine Wende hin zu existenziellen Fragen statt, ablesbar an den Entwicklungen in der modernen Kunst: Mit der Aufgabe der Medienkunst und der Hinwendung zur Malerei gewinnt die Authentizität wieder an Bedeutung. Und weil Zürich die Zentrale der Party war und die nun

völlig ausgebrannt ist, steht es um St.Gallen sehr gut, weil hier die Qualität überlebt hat. Deshalb will Jetzer mit seiner Kunsthalle, deren Besucherzahl er in den letzten Jahren verdoppelt hat, erst recht durchstarten: Die Ausstellungsräume werden im März vom 1. Stock ins Parterre verlegt, eine Lounge zur Davidstrasse hin heisst die Besucher künftig willkommen: Hier soll auch die Diskussionsreihe «Direkt reden mit...» fortgesetzt werden, in deren Rahmen 2003 Klaus Theweleit und Boris Groys eingeladen wurden. «Wir wollen mehr sein als ein Ausstellungsraum, wollen die Kunst fürs Leben nützlich machen, darum die Öffnung, die Auseinandersetzung», erklärt der Kurator. Der ganze Umbau kostet 300 000 Franken - die aufzutreiben, war kein Kinderspiel.

Jetzer wird ernst, beugt sich vor: «Wir arbeiten hier ständig mit blinkender Warnlampe, erhalten viel zu wenig finanzielle Unterstützung: Ich bin zu 50% angestellt, die restlichen 30% Arbeitszeit gebe ich als Spieleinsatz.» Das sei ein Ausnahmezustand, den er nur ein paar Jahre aushalte - um ihn zu beheben, müsse die Kulturpolitik dringend in die Offensive. «Immer wird abgeblockt, das geht einfach nicht, wenn ich nur daran denke, dass der Grossteil unserer Subventionen über den Mietzins direkt an die Stadt zurückfliesst und diese Nullsummenspiel in den Kulturdebatten noch nicht mal deklariert wird.» Und weiter: «Wir müssen beginnen, in Ketten zu denken: St.Gallen hat eine ausgezeichnete Kunstszene, Roman Signer, Pipilotti Rist, Hans-Ulrich Obrist, Hauser und Wirth, da müsste man doch anknüpfen, mit modernen Ausstellungsräumen, mit einer Kunstschule, undsoweiter, das liegt doch auf der Hand.» Zum Schluss führt der elegant gekleidete Kurator höchstpersönlich durch die Baustelle.





Güterbahnhof-Oberstrasse

Nur eine Kranspannweite vom Lagerhaus entfernt, an der wunderbar genannten Güterbahnhofstrasse, wird ebenfalls eifrig gebaut, in einem weniger theoretischen Diskurs als bei Jetzer zwar, dafür praktisch handwerklich, letztlich aber geht's ums Gleiche: Kugl, Kultur am Gleis, nennt sich die Unternehmung, was bis anhin nicht mehr bzw. nicht weniger bedeutet als eine riesige alte Lagerhalle, vollgestellt mit Schallschutzwänden und Werkzeugen. Der Sache auf den Grund kommt man erst im Untergrund: Eine eiserne Wendeltreppe führt in den Keller der Halle, einem langen, neonbeleuchteten Flur entlang geht's zu einer Sofaecke, es gibt Kaffee aus dem Plastikbecher und ein paar coole Sprüche.

Von hier unten könnte da oben auch Hamburg sein oder London oder Bilbao, ist es aber nicht, und deshalb haben Bill Ender, Christian Engesser, Samuel Gersbach, Michael Schuhmacher und Daniel Weder die Multikultihalle Kugl ins Leben gerufen: Ab anfangs Februar soll das Cargo-Areal zu einem belebten Treffpunkt in der öden Stadt werden, mit einer Konzerthalle für Theater, Musik, Lesungen, Diskussionen für 450 Zuschauer, sowie mit einer Café-Bar, geöffnet ab 9 Uhr morgens: Gegen eine günstige Miete darf jedermann veranstalten, auch privat, Barbetrieb inklusive. Die jungen Betreiber setzen aufs Ganze, haben ihre Jobs als Metallbauer, Automechaniker, Maler, Schreiner und Bühnentechniker für das Projekt Kugl aufgegeben. Bestimmt, sie pokern hoch, haben viel Geld und Zeit in die Sache investiert – aber es könnte klappen: Schliesslich haben sie reichlich Erfahrung gesammelt, bei der Organisation des Seebeli-Openairs und in der

Garage, schliesslich sind die ersten Veranstaltungen versprochen, Dub-Club-Veranstalter Sam Tran etwa hat mir vorhin auf der Strasse geäußert, dass er eine Cargo-Night ausrichten werde – und schliesslich wird das Konzertlokal am Wochenende über 100 Parkplätze verfügen: Subkultur goes Arena oder umgekehrt.

Die Innenstadt ist durchschritten, die Veranstalter und die Intendanten haben gesprochen – die Suche soll nun den Produzenten gelten. Zum Glück ist das in dieser Gegend nicht allzu schwierig: Weil

auf der nördlichen Bahnhofseite der billige Wohnraum gerade architektonischen Glanzleistungen weicht, ziehts immer mehr Leute in das Geviert von Ober- und Ruhbergstrasse. Vom Güterbahnhof gehe ich den Gleisen der Appenzellerbahn entlang, überquere sie, stolpere eine Holztreppe hinauf, direkt vors Restaurant Stauffacher, wo heute wie wohl alle Tage Fondue-Zeit ist.

Hier im 2. Stock wohnt der Musiker Marcel Gschwend alias Bit-tuner, komm doch rein, in der Küche gibt's Focaccia, und wart einen Augenblick. In der Stube schliesst sich die Nebenzimmertür, dann ist fünf Minuten lang seltsamer Sprechgesang zu vernehmen: «In der Innenstadt landen Ausserirdische / und sie triefen vor grünem und rotem Schleim / sie haben lange genug gewartet und jetzt / jetzt zahlen sie es



DER FONDS: FATA MORGANA IN DER ST.GALLER SPARWÜSTE

Das kulturpolitischen Thema von 2004: Die St.Galler Regierung will 250 Mio. Franken in Zukunftsprojekte investieren, zum Beispiel in ein neues Kunstmuseum oder eine Bibliothek. Wie gross sind die Realisierungschancen? von Andreas Kneubühler

Kann das sein? Ausgerechnet die sparfreudige St.Galler Regierung will mit ihrer Vorlage «Zukunft St.Gallen» 250 Mio. Franken zur Verfügung stellen, und zwar nicht etwa für Sparvarianten oder abge-speckte Minimallösungen, gefragt seien «ausstrahlende Ikonen», wie es im Bericht euphorisch heisst. Aufgezählt werden Projekte, an deren Realisierungschancen fast niemand mehr glaubt: Ein neues Kunstmuseum in St.Gallen beispielsweise oder ein moderner Bibliotheksbau hinter dem Bahnhof. Und als Referenzobjekt wird unter anderem das KKL

Luzern von Jean Nouvel herangezogen. Nochmals: Kann das sein?

Die Herkunft der Gelder

Zuerst der Hintergrund: Die Idee, «ausserordentliche Erträge in ausserordentliche Zukunftsprojekte» zu investieren, kommt nicht von der Regierung. Sie reagiert damit auf eine Volksinitiative der CVP, die das Geld aus dem Verkauf der Kantonalbankaktien nicht im Staatshaushalt versickern lassen, sondern in eine «nachhaltige Stärkung des Wirtschaftsstan-

dortes» investieren wollte. Das Geld verteilen solle eine Stiftung. Die St.Galler Regierung übernimmt in ihrem Gegenvorschlag die Grundidee, will das Geld jedoch in einen Fonds überweisen und weitere ausserordentliche Erträge dazuschies sen.

Woher kommt das Geld? Der Verkauf der KB-Aktien beim Börsengang im Frühling 2001 brachte dem Kanton einen Erlös von 94 Mio. Franken. Der Aktienanteil des Kantons sank dabei auf 63 Prozent. Bis zur gesetzlich festgelegten Mindestbeteiligung von 51 Prozent gibt es nun noch einen Spielraum von 12 Prozent der Aktien. Deren Verkauf werde weitere rund 63 Mio. Franken einbringen, rechnet die Regierung vor. Zusätzliche rund 80 Mio. Franken kämen aus nicht mehr benötigten Reserven der St.Gallisch-Appenzellischen Kraftwerke (SAK). Zusammenge-rechnet ergibt das einen Betrag zwischen 240 und 250 Mio. Franken. Und dieses Geld soll nun in die «Infrastruktur der Zukunft» investiert werden.

Seit die Vorlage bekannt ist, ist auch klar, dass das Rennen um die Millionen hart sein wird – die Konkurrenz ist gross. Für welche Projekte wird sich die Stadt St.Gallen stark machen? Priorität hätten ein Neubau des Kunstmuseums sowie die Bibliothek der Zukunft, erklärt Stadtpräsident Heinz Christen. Für die Misere mit dem Kunstmuseum nach der verlorenen Abstimmung könnten Gelder des Kantons den Befreiungsschlag bedeuten. Es sei zudem das erste Mal, dass der Kanton öffentlich erkläre, das Museum



uns heim.» Das Ganze wird mit Beats unterlegt und ertönt nochmals. Dann öffnet sich das Homestudio. Daniel Ryser alias Göldin steckt den Kopf aus der Tür, entschuldigt sich, er nehme gerade eine Platte mit religiösen Weihnachtsliedern auf. Nein, im Ernst, ein Trash-Projekt mit feinem Discoschlag solls geben, nächste Woche will Göldin damit nach Hamburg fahren, Deutschland erobern oder mindestens einen hanseatischen Tanzkeller. Im vergangenen Herbst haben Göldin und Bit-tuner mit ihrer Debutplatte in der Schweiz einigen Staub aufgewirbelt, unter anderem auf der Kulturseite des Tagesanzeigers, von der sie eines Morgens mit zwei Lampions in der Hand und der Schlagzeile «Mir händ vill, nur vill Muet hämmer nöd!» grüssten. Womit wir bei St.Gallen sind. Also, St.Gallen sei ein bürgerliche Stadt, in der zu drei Vierteln bürgerliche Firmen den Ton angeben, meint Göldin, und wenn er sich mal darüber aufrege, dann komme eben ein Song wie «Saint City lowlife» raus. Womit wir bei der hiesigen Kulturszene sind. Natürlich hätten einige negativ auf ihre Platte reagiert, meint Bit-tuner, der auch noch bei Bubblebeatz, Kaolin und St.Crisco und im Stadttheater Musik macht. Dafür hätte es Anerkennung von aussen gegeben, und gerade das sei doch wichtig, nicht nur an St.Gallen denken, sondern auch Anschlüsse suchen in Zürich und in Bern, da seien die Labels und die Konzertlokale. Womit wir bei den Produktionsbedingungen sind. Für 2004 wünscht sich Göldin, dass das Localform-Label von P-Beat und Elektromeier zu stehen kommt, das sei verdammt wichtig für die Arbeit hier. Womit wir am Schluss sind. Ryser verschwindet in einem Fahrzeug mit Steckborner Kennzeichen, Bit-tuner setzt sich wieder vor den grossen Bildschirm mit den grossen Beats.



Haggen-Abtwil

Ich gehe weiter, auf der südlichen Flanke die Stadt hinaus. Es dämmt, der Nieselregen verwandelt sich in Schnee. Auf dem Weg zum Bahnhof Haggen, vorbei an Beizen, die abwechselungsweise Edelweiss und Istanbul heissen, bleibt Zeit für ein paar Schlussfolgerungen. Wer in St.Gallen an Kultur interessiert ist, kann reichlich positiv in die Zukunft blicken: Da sind Leute, welche kontinuierlich ihre Sache verfolgen, das Kinok, Parfin de siècle. Da sind ein paar Leute mit Mut zum Risiko, Kultur am Gleis etwa. Und da sind ein paar Leute, welche den Horizont weit hinter Sitter und Steinach schieben, Jetzer, Göldin und Bit-tuner. Was aber dringend nötig ist: Mehr Wissen umeinander, mehr Kollaboration, nicht ohne dabei die gegenseitige Kritik zu vergessen. Ein Label und weitere Treffpunkte sind ein Anfang, unser Magazin kann weiterhin Plattform für alle kulturell Interessierten sein, vielleicht folgt auch mal ein lobbyartiger Zusammenschluss, die Sportler und die Naturschützer lassen grüssen. Und vor allem: St.Gallen braucht eine offensive Kulturpolitik, die mehr Geld investiert oder das Geld zumindest gerechter verteilt. Von den 14 Millionen, welche die Stadt jährlich für die Kultur ausgibt, fliesen noch immer 12 Millionen in die etablierten Häuser (wobei noch nicht mal die Kellerbühne etabliert ist). Und wenn's dann doch nötig ist, müssen halt alle Grenzen gesprengt werden, und wie das geht, erläutert der Künstler Josef Felix Müller gerne. In der alten Mosterei neben dem Bahnhof Haggen führt eine steile Treppe vorbei an übergrossen Holzskulpturen ins obere Stockwerk, wo Müller gerade Ölbilder von steilen Felswänden und verwunschenen Wäldern malt. Dem frierenden Besucher offeriert er erst mal Tee – und schon legt er los, in grossen Zügen, denn der Blick aufs Ganze, sagt Müller, sei auch eine kulturelle Tat.

Also: St.Gallen liegt zwischen Zürich und München, ist ein wunderbares Experimentierfeld zwischen einem grossen Kunsthaus und einer grossen Pinakothek. Wenn man sich allerdings bewusst sei, dass die Kompetenz des Stadtbaumeisters nur gerade nach Winkeln reicht und die kantonale Kulturpolitik seit jeher für Eschenbach und Rüthi, nicht aber für die Stadt gemacht wird, ist es dringend Zeit für ein Umdenken: Die Stadttore müssen versetzt werden, nach Romanshorn und Rorschach, nach Wattwil und Wil, dort nämlich beginnen die Einfallsstrassen ins urbane Zentrum, also muss die Stadt auch bis dorthin reichen: Mit einem Kulturlabor in Arbons Industriebauten, einer Konzerthalle in Rorschach, einem Textilmuseum in Wattwil. Natürlich, das bedeutet auch eine Verbesserung des öffentlichen Verkehrs, die muss ja sowieso kommen, wenn bald Hunderte von Studenten in die neue Fachhochschule hinterm Bahnhof strömen. Überhaupt, die ganze konservative Politik muss ad acta gelegt werden: Eine Aula der Uni in der alten St.Leonhardskirche, das wär doch mal was. Oder eine Stadtpräsidentin. Wie ich von meinen Notizen aufschaue, hat Felix Müller tatsächlich die ganze Bodenseestadt auf seinem Zeichenblock skizziert – grob zwar, aber der Klosterplan wird auch mit einer Skizze begonnen haben.

Ich mache mich auf die letzten Meter, vom Bahnhof Haggen zum Bahnhof Bruggen und hinunter zur Zürcherstrasse. Mittlerweile ist es



DIE REALITÄT: SCHMALHANS BLEIBT KÜCHENMEISTER

Leere öffentliche Kassen und immer mehr Spardruck in den Parlamenten: In den nächsten Jahren werden die regulären Budgets der Kulturförderung voraussichtlich nicht erhöht, im Gegenteil. Trotzdem herrscht keine Panik bei Kulturschaffenden und in Kulturämtern. Eine Umfrage quer durch die Ostschweiz. von Harry Rosenbaum

«Dass wir uns nach der Decke strecken müssen wenn es um das Geld geht, sind wir uns eigentlich gewohnt», sagt Vroni Dreier, Präsidentin des Trägervereins Diogenes Theater in Altstätten (SG). Die Kleinbühne lebt seit der Gründung vor 26 Jahren von der Hand in den Mund. Die Hälfte des Jahresetat von rund 50 000 Franken tragen heute die Stadt Altstätten mit 15 000, der Kanton mit 8 000 und umliegende Gemeinden mit 3 000 Franken. Der Rest muss aus Vereinsbeiträgen und aus der Billett-kasse bestritten werden.

«Kantonale Subventionen erhielten wir erst, als die Stadt Altstätten uns einen festen jährlichen Unterstützungsbeitrag garantierte. Seit drei Jahren erhalten wir auch Geld aus den umliegenden Gemeinden», rekapituliert Vroni Dreier die öffentliche Unterstützung. Das Diogenes Theater konzentriert sich auf Kulturschaffen aus der Region und betreibt somit Kulturpflege in der Zwischentappe. Dass künftig weniger öffentliches Geld fliessen wird, ist sich die Präsidentin des Trägervereins bewusst, glaubt aber fest an die Weiterexistenz der Kleinbüh-

ne. «In der kommunalen Politik und bei den Behörden haben wir uns inzwischen etablieren können. Da werden uns bestimmt keine Steine in den Weg gelegt, auch wenn die Zeiten härter werden.» Ebenfalls mit Zuversicht blickt Bruno Hangarter, Sekretär der Kulturgenossenschaft Eisenwerk in Frauenfeld (TG), dem Winter in der Kulturpolitik entgegen: «Für die Genossenschaft Pro Eisenwerk, das Theater und die Ausstellungen, die eigenständig betrieben werden, erhalten wir heute jährlich 150 000 Franken Subventionen. Weiter schüttet der Lotteriefonds jährlich rund 10 000 Franken für einzelne Projekte aus. Das sind kein riesigen Beträge und deshalb besteht auch nicht die Gefahr von Streichungen. Zudem haben wir mit unserem Präsidenten Charles Landert einen Fürsprecher im Gemeinderat der Stadt Frauenfeld. Das Eisenwerk hat sich nach anfänglicher Skepsis und Ablehnung seitens der Behörden als wichtiger Kulturträger in der Region etablieren können. Die kommunale, aber auch die kantonale Politik können uns nicht mehr ignorieren.» Hangarter weiss, dass keine rosigen Zeiten auf das Eisenwerk zu kommen, setzt aber grosses Vertrauen in die mühsam gewonnene Lobby bei Behörden und PolitikerInnen. Der Kanton will künftig das Eisenwerk mit einem jährlichen Globalbetrag subventionieren und nicht mehr unterschiedliche Ausschüttungen an die verschiedenen Kultur-Betreiber-genossenschaften unter dem Dach der ehemaligen

später Abend geworden, langgestreckt zieht sich die Fürstenlandbrücke übers Sittertobel. Schritt für Schritt wird die schwarze Kluft hinter meinem Rücken und den letzten beleuchteten Häusern grösser. Die Stadt wird erst zur Stadt, lichtstrahlende Kirchturmsiedlung im Hochtal. Die Sitter rauscht nicht, nur der Strassenverkehr, angenehme Ruhe mitten auf der Brücke.

Ich überlege, was es zu tun gilt, wenn auch 2004 all die schön geschmiedeten Pläne den Bach runter gehen. Vielleicht ist es dann tatsächlich Zeit, dass die magischen Kunstgiesser da unten im Sitterthal den alten Heizer, dessen Garderobe sie beim Umbau des



Schraubenfabrik machen. – «Das verspricht eine gewisse Stabilität bei den öffentlichen Zuwendungen», sagt Hangarter.

Keine gute Zeit für Satelliten

Öffentliche Kulturförderung - da machen Geber und Nehmer keinen Hehl daraus - wird sich in sparsameren Zeiten vermehrt auf bereits Bestehendes konzentrieren. Neue Initiativen sind daher gut beraten, wenn sie sich nicht selbst als Satelliten in eine Umlaufbahn am Kulturhimmel schiessen, sondern die Vernetzung mit Einrichtungen suchen, die Bodenhaftung haben.

Rund 17 Mio. Franken wendet der Thurgau jährlich für den gesamten Kulturbetrieb in Mostindien auf. – «Dazu gehören zeitgenössisches Kulturschaffen, klassische Kultur, der Betrieb der Museen und die Archäologie» sagt René Munz, seit einem Jahr Kulturbbeauftragter in der kantonalen Verwaltung. Munz arbeitet gegenwärtig an einem Kulturförderungskonzept und weiss, dass er nicht mit der grossen Kelle anrichten kann. Mit wenig Aufwand soll eine vielfältige Kulturlandschaft, in welcher auch nicht Etabliertes einen festen Platz hat, gepflegt und gefördert werden. – «Ich bin zuversichtlich», sagt Munz. «Die Regierung gibt mir Rückendeckung.» Zumindest im kommenden Jahr hat die Sparte «zeitgenössisches Kulturschaffen» über vier Millionen Franken aus dem Lotteriefonds und rund 800 000 Franken von der

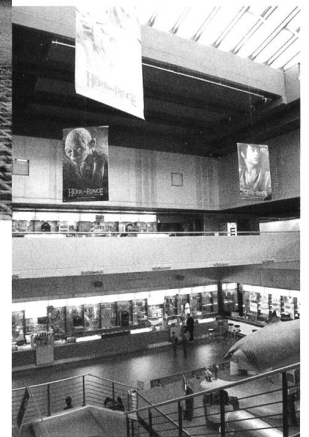
Thurgauer Kulturstiftung auf dem Verbrauchskonto. Business as usual, hart aber durchsetzbar, tönt es bei Dieter Meile, Leiter Kunstpflege, Veranstaltungen und Museen im kantonalen Amt für Kultur in St. Gallen. Meile war in seiner Funktion verantwortlich für die vom Euregio-Gedanken inspirierte Ausstellung «Ostschweizer Kunstschaffen», organisiert Geburtstagsausstellungen für Kulturschaffende im Regierungsgebäude, kauft zeitgenössische Werke für die Kunstsammlung des Kantons, betreut die kulturellen Anlässe auf Schloss Werdenberg und im alten Bad Pfäfers. Trotz Sparpolitik würden diese Aktivitäten weiter laufen, meint Meile. Auch in die Kulturwohnung nach Rom könnten weiterhin pro Jahr vier St. Galler Kulturschaffende ziehen und sich von der Italianita inspirieren lassen. Erstaunlich sei, dass Kulturschaffende das Interesse an ihren Werken dem Interesse an der öffentlichen Finanzierung überordneten, resümiert Meile seine Erfahrungen als Brückenbauer zwischen Verwaltung und Kulturschaffenden. Den 200jährigen Kanton St. Gallen mit der Wiedergeburt eines fürstlichen Mäzen der Renaissance gleichzusetzen, ist wahrscheinlich noch keinem Kulturschaffenden in der Ostschweiz eingefallen und trotzdem, Schmalhans als künftiger Küchenmeister in der Kulturförderung wird Ärger geben. So jedenfalls vermutet es Esther Hungerbühler, kantonale Zahlmeisterin für junges, zeitgenössisches Kulturschaffen. – «Bereits jetzt zu wenig zum Leben und

zuviel zum Sterben», sagt sie über die Zuwendungen. «Es wird enger werden. Das heisst auch, dass mehr Qualität vorgelegt werden muss, um in den Genuss einer Förderung zu gelangen.» Die Zahlmeisterin ist in keiner angenehmen Situation. – «Ich weiss nicht, wie viel Geld ich überhaupt zur Verfügung habe, weil die PolitikerInnen mit uns nicht reden, wenn sie den Rotstift beim Budget ansetzen. Den Frust aber laden die Kulturschaffenden bei uns und nicht im Parlament ab.» ●



alten Kesselhauses für Hans Josephson im ursprünglichen verstaubten Zustand belassen haben, wieder herbeizaubern und mit schweren Stiefelschritten hinauf in die Stadt schicken, auf dass er mal ein paar gezielte Brände legt. Vielleicht ist es dann aber auch an der Zeit, Amerikas Triumph einzugestehen, schliesslich reicht der neue Kontinent schon bis zur anderen Seite der Brücke und nennt sich Abtwil: Zerschnittene Autobahnlandschaft, deplazierte Supermärkte, Stadiontraum, irgendwo bellt ein Hund. Ich gehe los und reibe mir die Augen ob der Zaubervwelt: Alles fährt und fliesst hier zur neusten Kathedrale der Stadt. Triopane





blinken aufmerksam, die Polizei regelt freundlich den Verkehr, Schiebetüren öffnen sich: Welcome to the Cinedome, wo die Popcornkübel gross und die Schlangen vor der Kasse lang sind. Wie ich in Reihe Drei stehe, drängt sich plötzlich ein älterer, grossgewachsener Mann mit Schnauz vor mir durch, sagt, er schnappe mir gleich meinen Platz weg. Tut er aber nicht, sondern geht weiter, zum Kassenchef, wo er sich eine Zigarre anzündet. Ich gehe zu ihm hin, es kommt zu einem seltenen Kurzinterview mit Kinokönig Franz Anton Brüni, der in Festlaune scheint:

Sie sind doch Herr Brüni, nicht?

Ja.

Läuft er gut, der Cinedome?

Ja, schauen Sie doch selbst, schauen Sie doch selbst, ich habe nicht viel Zeit, muss mich heute um die Parkplätze kümmern.

Er läuft also nicht schlecht?

Ja, schauen Sie selbst, schauen Sie selbst. Wir haben ja erst im Frühling eröffnet, so viel kann man noch nicht sagen. TR7 auf alle Fälle hat uns als bestes Kino der Schweiz ausgezeichnet. Natürlich, ich meine... (Brüni scheint für einen kurzen Moment nostalgisch zu werden, vermutlich hätte auch er lieber auf die Filmfabrik verzichtet) ...wir versuchen einfach unser Bestmögliches, um den Leuten ein Erlebnis zu bieten.

Und in der Stadt, wie läuft es da?

Es läuft weniger gut.

Müssen Sie allenfalls Kinos schliessen?

Wir haben immer gesagt, dass wir in der Innenstadt etwa zwei Kinos schliessen werden.

Eines hat ja jetzt die Stadt gekauft, das Palace. Wie lange bleiben Sie da noch drin?

Bis uns die Stadt rauswirft. Jetzt muss ich aber gehen. Schreiben Sie nichts Blödes. Nein, nein (lacht), schreiben Sie, was Sie wollen. Habe ich Sie eigentlich vorhin angerempelt, in der Reihe?

Ja.

Hab ich mir doch gedacht, den Kerli kenn ich.

Ich steige die Treppen hoch und decke mich an den zuständigen Schaltern mit Cola und Chips ein. In einem der acht Dolby-Surround-Räume muss zusammen mit Russell Crowe ein napoleonisches Kriegsschiff versenkt werden. Long lives England! Und hoch lebe der Cinedome, schliesslich ist trotz Pseudobeizen und Blockbusters nicht alles an Amerika schlecht: Wenigstens bewirkt das Grosskino mit seinen Einlitercolas, für die es mindestens zwei Strohhalme braucht, dass sich die sechzehnjährigen St.Gallerinnen und St.Galler kennenlernen: Junge Pärchen, wo man nur hinschaut, ganz nett und ganz scheu, ich schwöre. Die beiden etwa, die sich nach der Vorstellung an der Haltestelle Wiesenau eine Viertelstunde lang umarmten, bis der Bus kam, er mit rotem Kapuzenpulli, sie mit langem Haar – die hätten Sie sehen sollen. ●

